

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

71 (24.3.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 12

# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 12.

Karlsruhe, Samstag den 24. März 1906.

26. Jahrgang.

Die Spitze des Redakteurs ist das Alles-besser-wissen-wollen; dagegen sichert am besten die bereitwillige Aufnahme von Zuschriften solcher, die es besser wissen müssen.

Nekrologe müssen immer bei Lebzeiten geschrieben werden. Es ist das erfahrungsgemäß auch ein gutes Mittel, ausgezeichnete Männer noch eine Zeitlang am Leben zu erhalten.

Wenn du einen tüchtigen Verleger hast, so halte ihn hoch in Ehren; aber wahre deine Selbständigkeit jedem Verleger gegenüber. Je weniger geschick ein Verleger ist, umso notwendiger ist das; ist der Verleger sehr geschick, so macht sich ganz von selbst.

Redaktion und Korrektur stehen in der Regel auf Kriegsfuß. Der Redakteur findet meist, daß der Korrektor schlecht liest, und der Korrektor, daß der Redakteur schlecht schreibt. Es kommt vor, daß beide Recht haben.

Besucher während der Redaktionsstunden sind die Todfeinde jedes Redakteurs. Behandle sie dementsprechend — natürlich immer freundlich. Am besten ist es, man verweist sie auf den schriftlichen Weg.

Das Inserieren ist löblich und ersprießlich. Nur soll einer, der neue Matjeshäringe anzeigt, deshalb nicht die Haltung der Zeitung in der Flottenfrage bestimmen wollen.

Es gibt auch in Deutschland immer noch Leute, welche in jedem Redakteur eine verhehlte Eritzen sehen. Wenn dir so einer begegnet — er droht in der Regel mit Kündigung des Abonnements — so lese dich auf dein höchstes Pferd. Das bist du dem Stande schuldig.

## Aus allen Gebieten.

### Gesundheitspflege.

**Hautkrankheiten durch schlechte Seife.** Ein spanischer Arzt machte jüngst auf einen merkwürdigen Hautauschlag aufmerksam, den man öfter bei jenseitigen Kindern und auch entwickelten Säuglingen zu sehen Gelegenheit hat. Derselbe besteht in Rötung und Bläschen am Rücken. Ueber die Art und Entstehung desselben ist man sich lange im Unklaren gewesen. Dem Dr. Sarabia ist der Nachweis gelungen, daß diese Hautkrankheit von der Windeln ausging. Diese Windeln waren mit einer bestimmten Seife gewaschen und diese erwies sich als schlecht. Der Hautauschlag war also lediglich eine Folge der Hautreizung durch schlechte Seife. Bei zarter, empfindlicher Haut — und Säuglinge besitzen eine besonders zarte Haut — ist ja natürlich die Verwendung alkalischer, reizender Seifen verboten. Interessant ist, daß in diesen Fällen nicht die direkte Anwendung der Seife krankmachend wirkt, der Hautauschlag vielmehr auf indirektem Wege, durch die Verwendung der Windeln, erzeugt wurde.

### Meteorologisches.

Im Ballon über London. Der kürzlich verstorbene englische Luftschiffer Bacon hat noch kurz vor seinem Tod sich die Aufgabe gestellt, die Beschaffenheit der Luft zu ergründen, wie sie über einer großen Stadt lagert. Die Luft von London ist ganz erfüllt mit Staub und Dunst, wenn man deutlich fühlbare Teile von Staub, Sand und Fasern überhaupt noch zu benennen kann. Ein dunkler Schleier liegt über der Stadt; die Nebel wogen und brauen wie ein stets wallendes Meer. In diese Herrentücher, in dieses Gebrodel der Londoner Fabriken und des Londoner Lebens dringt nur leise das Geheiß der Stadt. Kein größerer Unterschied läßt sich denken als zwischen dieser Atmosphäre und der Luft, die über Land- und Seegenden flutet. Dichte Wolken grüßen uns da in ihrem leichten Flug; sie fügen sich zu sonderbaren Gebilden, umflogen mit weichem Gefieder den Ballon, formen sich zu phantastischen Bergen und Seen, oder folgen schweigend in ernstem Zuge dem Luftschiffer. Die Sonne lüftet durch den Raum und läßt die schneeigen Massen in einem durchsichtigen Nebel auf-flammen, überzieht alles mit einer glühenden, flimmernden Beleuchtung. So ungeheuer ist der Luftunterschied zwischen den höheren Regionen über London und denjenigen über ländlichen Gegenden. Man kann sich denken, wie groß auch da der Unterschied in der Stadt selbst und den um London befindlichen Dörfern ist.

### Aus dem Tierleben.

**Die Eintagsfliege.** Diese Insekten sind die wunderbarsten Käufel der Natur, die ein Jahr lang als Larven im Schoße der Flüsse ruhen, und dann zur gegebenen Zeit in veränderter Gestalt zum Lichte hinaufsteigen, um einen einzigen kurzen Tag in Luft und Sonnenschein zu leben! Die Geschichte eines ganzen Lebens ist hier in einen flüchtigen Sonntag zusammengebrängt. Am frühen Morgen können man hunderte-tausende, nein Millionen von Eintagsfliegen, dieser durchsichtigen, zartgebauten Insekten mit dünnhäutigen Flügeln und einem langen, schmalen Leib, besonders in der Nähe von Wasser beobachten, wie sie kaum dem Wasser entfliegen sich abmühen, ins Innere der glasgeklebten Katerne zu gelangen, und nicht ruhen, bis sie sich die Flügel an der Flamme verengt haben, um dann zuckend und schwirrend ihr kurzes Leben zu beenden. Den Beobachtern der Flügelflieger ist dieser Anblick nichts neues; die löbliche Eintagsfliege mit ihrem Surren und Schwirren kann einem den Aufenthalt im Freien — wenigstens bei Licht — verleiden, und auf Straßen und Brücken sieht man sie am anderen Morgen in dichten, hohen Scharen wie zusammengewetzte Katzenblüten tot liegen, vom Fuß der Wanderer bald zusammengetreten, wobei sie einen häßlichen Krachgeräusch verbreiten, auf ihre Sekundität hindeutend. Ein aus dem Osten stammender Wanderer erzählte, daß in seiner Heimat an den Ufern der Flüsse große

Feuer angezündet würden, um diese Insekten anzuziehen, die, gesammelt und getrocknet, als Vogelfutter für wertvolle Geflügelarten in den Handel kämen. Ein einziges dieser Tiere trage eine Million von Eiern in sich, die sich aber nur entwickeln könnten, wenn sie ins Wasser gelangten. Die anderen verrotten auf dem Lande. Die Larven entwickeln sich nur langsam und leben von Infusorien im Wasser, bis sie ihre höchste Entwicklungstufe erreichen und als libellenähnliche Eintagsfliegen einen kurzen Tag leben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, denn ihre Mundteile sind verkümmert, und sie haben keinerlei Eingeweide oder Organe, außer den Kiemen.

## Allerlei.

**Nabejorgen der Frauen von Besitz und Bildung.** Ein bürgerliches Blatt schreibt: Die neuen Moden verschaffen dem Schleier wieder einen hervorragenden Platz in der modernen Toilette. Die Schleier bilden eine Garnierung des Hutes, umrahmen das Antlitz und fallen in langen wehenden Enden herab. Wundervolle Farbennuancen haben diese neuen Schleier, die sich in zarter Harmonie dem Farbenton des Hutes anpassen und aus zartesten Gespinnnten bestehen. So paßt z. B. zu einem Frühlingshut ein langer Schleier aus hellroter Tüll, der mit feinen schwarzen Chenillepunkten durchsetzt ist. Auch mit Schleifen und gestickten Ranken werden die Schleier geschmückt. Die langen Schleier, die mit Samt oder mit reichen Stickereien dekoriert sind, ordnen sich dem heute herrschenden Empirestil in ihren blauen Farben und in ihrer schlichten Drapierung ein. Um diese leichten, leichten Gewebe recht fein und geschmackvoll bestreiten zu können, bedient man sich neuer Nähmaschinen, die sehr klein sind. In Outnabeln entfaltet man wieder eine auffällige Pracht.

**Mit dem Phonographen gemarkert.** Eine ganz neue Form grausamer Behandlung hat ein Amerikaner erfunden, der seiner Frau überdrüssig war und von ihr loskommen wollte. Die Sache kam in der Verhandlung über eine Scheidungsklage zur Sprache, die eine Mrs. Emma Hollums aus Newart wegen Grausamkeit gegen ihren Gatten eingeleitet hatte. Der Mann hatte eine leidenschaftliche Liebeserklärung an eine junge Frau, auf die seine Gattin eifersüchtig war, in einen großen Phonographen hineingetrochen und den Apparat dann nachts vor der Türe ihres Schlafzimmers aufgestellt, so daß die unglückliche Frau die ganze Nacht hindurch die außerordentlich laute Wiedergabe der feurigen Liebeserklärung ihres Mannes an die andere mit anhören mußte. Als seine Frau ihn dann zur Rede stellte, erklärte er harmlos, daß er von nichts wußte, und auch seine Geliebte beteuerte, daß der Argwohn der Frau völlig unbegründet wäre. Wenn andere Leute zugegen waren, benahmten die beiden Liebenden sich äußerst zurückhaltend, so daß niemand dem Verdacht der jungen Frau Glauben schenken wollte. Dabei versicherten die beiden unaufhörlich, die Frau litte an Halluzinationen; sie bezweckten augenscheinlich, die Frau auf diese Weise um den Verstand zu bringen. Endlich gelang es der Frau mit Hilfe ihrer Verwandten jedoch, sich des Phonographen, der sie so fürchterlich gequält hatte, zu bemächtigen, und dieser wichtige Zeuge mußte auch vor Gericht erscheinen, wo die laute Liebeserklärung, die er hören ließ, allerdings als vernichtendes Beweismittel gegen den Mann wirkte.

## Frau Sorge.

In meines Glückes Sonnenglanz,  
Da gaukelte fröhlich der Müdentanz.  
Die lieben Freunde liebten mich  
Und teilten mit mir brüderlich  
Wohl meinen besten Braten  
Und meinen liebsten Dufaten.

Das Glück ist fort, der Beutel leer,  
Und hab' auch keine Freunde mehr;  
Erlöschen ist der Sonnenglanz,  
Verstoben ist der Müdentanz,  
Die Freunde so wie die Müde,  
Verschwunden mit dem Glücke.

An meinem Bett in der Winternacht  
Als Wärterin die Sorge wacht.  
Sie trägt eine weiße Unterjack,  
Ein schwarzes Mäuschen, und schnupft Tabak.  
Die Dose knarrt so gräßlich,  
Die Alte nicht so häßlich.

Mir träumt manchmal, gekommen sei  
Zurück das Glück und der junge Mai  
Und die Freundschaft und der Müdentanz  
Da knarrt die Dose — daß Gott erbarm!  
Es plagt die Seifenblase —  
Die Alte schneuzt die Nase.

Heinrich Heine.

### Humoristisches.

**Bedrängnis in der Volksschule.** „Herr Lehrer!“ — „Pannemann, was willst du?“ — „Ich möchte mal rausgehen.“ — „Pannemann bleib sitzen! In zehn Minuten ist die Stunde um, so lange wirst du noch Zeit haben.“ — (Nach zwei Minuten meldet sich der Pannemann.) „Strohblase, was willst du?“ — „Herr Lehrer, wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, — lassen Sie Pannemann rausgehen!“

(Achtzig Blätter.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. d. u. Cie., Karlsruhe i. B.

## Proletarier aller Länder.

(Herrn Schenkel ins Stammbuch.)

Proletarier aller Länder,  
Vereint euch!  
Daß euer Los sich wende,  
Reicht euch die Bruderhände,  
Macht allem Zwist ein Ende —  
Nicht steint euch!  
In der Einheit eure Kraft,  
Euer bestes Schwert im Krieg,  
Eure beste Wissenschaft —  
In der Einheit euer Sieg!  
Und ihr habt den Ruf vernommen,  
Der von Marx uns überkommen,  
Habt zum Bunde euch geschart,  
Habt die Hände fest geschlossen  
Als getreue Kampfgenossen —  
Das ist wahrer Männer Art.  
Draußen lauern rings die Feinde,  
Seht wie sie spüden, wie sie auch speien,  
Wie sie auch zern und „Umsurz“ schreien —  
Es hilft alles nicht!  
Wie auch der Säbel raselt,  
Wie auch die Abrede prasselt,  
Wie man auch provoziert  
Und mit der Gewalt kokettiert —  
Es ist alles umsonst, ist alles vergebens,  
Wir sind die Partei des quellenden Lebens,  
Aus dem Boden saugen wir unsere Kraft,  
Uns nähren die Kräfte der Wissenschaft,  
Und täglich werden wir neu geboren  
Von Notiz, der uns geht in die Ohren.  
Hat man auch die Lehere zu Grabe getragen,  
Als man den Christus an's Kreuz geschlagen?  
Hat man die Freiheit wohl jemals erdrückt,  
Wenn man ihre Kämpfer mit Kugeln gespickt?  
Nein! — Aus dem Sandhaufen, aus dem Kerker  
Erwachte die Liebe zu ihr nur stärker,  
Und jeder, der für die Freiheit gestorben,  
Hat ihr nur neue Kämpfer geboren.  
Ob alles sich eint, uns zu verderben —  
Wir werden leben, wir werden siegen,  
Und frei werden einst unsere Banner fliegen!

Ernst Klaar.

## Heinrich Heine und die Frauen.

Von Anton Hendrich.

(Nachdruck verboten.)

Ein Kapitel voll düstiger Ländelei und zarten Ernstes, voll sinnlicher Blut und peitschenden Spotts, voll tosenden Lachens und erschütternden Schluchzens. Ohne die Frauen wäre Heinrich Heine vermutlich ein geistreicher Journalist, ein verblüffender Denker gewesen; aber kaum der Dichter, dessen Lieber als funkelnde Sterne vom Himmel der Poesie herabstrahlen. Das Emige trat in der Form des Weibes an ihn heran und lockte aus ihm die elektrischen Feuerfarben und die leuchtenden Lesaströme seiner Liebesgedichte. Die Frauen waren sein Leben. Er hat sie geliebt als tote, marmorne Sinnbilder, als lebendige, warmblütige Menschen, als schattenhafte, blutlose Gespenster. Er hat als Scheuer, die magische Gewalt der Frauen leis ahnender Knabe die nackte Venusstatue im Garten seiner Großmutter geküßt, und ist noch als schon halb Geliebter vor der „heiligen Frau von Milano“ im Palais Luxemburg anbetend gestanden; er hat geliebte Frauen mit der ganzen Blut orientalischer Sinnlichkeit überflutet; er war jahrelang an das Andenken angereuer Geliebter gekettet und lebte einmal als Student monatlang verjungen in das mythische Bild eines längst verstorbenen kleinen Mädchens. Was dichterische Ektase die Wirklichkeiten seines Lebens erhöht und verschönt haben — die Frau in allen Gestalten war ihm des Lebens Erfüllung.

Unter den Frauen, die Heine liebte, hat keine seinem Leben Richtung gegeben als seine Mutter, die Frau, der er seine ersten, tiefsten und schönsten Sonette und Nieder gewidmet. Betty Heine, geborene van Geldern, hat spät geheiratet und war schon den Dreißigern nahe, als sie ihrem Erstgeborenen, Heinrich, das Leben gab. Sie war eine harmonische Natur, und ihre Anmut wurde durch Willensstärke, ihre Feinfühlbarkeit durch praktische Klugheit ausgeglichen. Nur sie vermochte es, dem tolleren, hochbegabten Knaben Festigkeit zu geben. Heine hat an ihr in unergänglicher Verbundenheit gehalten. Was ihm seine Mutter war, das sagt er

selbst am besten in dem Sonett voll stolzer Demut und ehrfürchtiger Kindesliebe:

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,  
Mein Sinn ist auch ein bißchen starr und äbe;  
Wenn selbst der König mir ins Antlitz lähe,  
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Daß, liebe Mutter, offen will ich's sagen:  
Wie mächtig auch mein stolzer Mut sich blähe,  
In deiner selig süßen trauten Nähe  
Ergreift mich oft ein demutvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,  
Dein hoher Geist, der alles küßlich durchbringt  
Und blügend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daß ich verübet  
So manche Tat, die dir das Herz betrübet,  
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

Außer seiner Mutter eine der wenigen Frauen, mit der Heine keine sinnlichen Neigungen verbunden, in der er aber eine verlebende Freundin fand, war die mit seiner Mutter gleichaltrige Rachel Levin, die hochgebildete, großherzige Gattin Varnhagen von Enses. Sie war eine der Begehrten für Goethes Ruhm, sie wurde es auch für Heine. Sie, die eine mehr aufnahmefähige Seele als ein produktiver Geist war, erkannte in dem zweiundzwanzigjährigen Studenten, der in Berlin in ihren Zirkel eingeführt wurde, das dichterische Genie. Was für Heine aber das wertvollere war, sie hatte liebevolles Verständnis für den Zwiespalt in seinem Gemüt, für seine krankhaften Stimmungswechsel, für das rauschende Meer seiner Seele, über deren Wogen wie schrilte Möwenschreie seine bitteren Witze ertönten. — Heine schreibt einmal an Nathanael Mann: „... An Frau von Varnhagen brauche ich gar nicht zu schreiben, sie weiß alles, was ich ihr sagen könnte, sie weiß, was ich fühle, sie weiß, was ich denke und nicht denke.“ Sein ganzes Leben hindurch hat Heine das Gefühl der Verehrung für die Rachel nicht verloren.

Die Liebe, die große, begehrende Liebe des Mannes zum Weib kündigte sich bei Heine durch eine Episode an, die, wie er selbst sagt, das Präliminär für die großen Tragödien seiner reiferen Periode war. Als kaum Sechzehnjähriger liebte Harry, wie man ihn zu Hause nannte, die blasse Joseph, die fünfzehnjährige Nichte einer alten Here, der Wöcherin, ein Schwärmerkind mit wilden, roten Haaren und großen rätselhaften Augen. Heine hat das Kolorit, mit welchem er seine kleine Zungenliebte zeichnet, wohl absichtlich verstärkt; aber so viel ist sicher, daß dieses Mädchen einen großen Einfluß auf den erwachenden Poeten ausübte, daß sie ihn mit alten Volkssätern befannt machte und auf sein noch junges Leben schon die bitteren Schatten warf, die ihn nie mehr ganz verließen.

Auf dieses Präliminär folgte die unglückliche Liebe des achtzehnjährigen Heine zu seiner nur um ein Jahr jüngeren Cousine Amalie, der dritten Tochter von des Dichters Oheim, Salomon Heine. Diese Sehnsucht zum Weib, die mit der ganzen Kraft und dem Ungestüm seiner jungen Seele in ihm aufbrauste, hat nie ihre Erfüllung gefunden. Nach anfänglicher Ermunterung des jugendlichen Dichters hat die Cousine, offenbar bearbeitet von moralischen Vätern und Tanten, „einen Andern“ im Jahre 1820 geheiratet. Wer sie war und was sie war, davon wissen die fleißigen Schnüffler der Literaturgeschichte nichts zu melden, abgesehen davon, daß bei ihnen Heine überhaupt immer persona ingrata war. Nur so viel wissen wir, daß ohne diese „holbe Löwin“, die der totfranke Mann noch nach dreißig Jahren in Traumbildern in ihrer früheren Gestalt vor sich beschwor, wir die aller schönsten Liebeslieder, wie: Im runderhöhen Monat Mai, Die Kotosblume ängstigt, Und wüßten's die Blumen, die kleinen, Lehn deine Wang an meine Wang und viele anderen duftenden Blumen im Garten der Frau Heine, nicht besitzen.

Besonders nach der ersten Enttäuschung hat Heine sein bitteres Weh zu erfrischen gesucht in einem tollen Leben. Aber er wurde den Stachel in seinem Herzen nicht los und die alten Wunden brachen immer wieder auf. Kein Wunder, daß bei seiner Veranlagung die nun kommende Zeit seiner Reife und die ersten Pariser Jahre keine große Herzenseignung mehr aufkommen lassen. Er hat sich, besonders in dem Strudel des Pariser Lebens, bis zum wilden Zauweln an den körperlichen Reizen des Weibes verhasst und sie in glutheligen Verlehen befangen. Aber selbst, dieser Dichter mit seinen orientalischen Ansichten über das Weib, hat schließlich doch sein Sehnen in einer von den Vielen erfüllt gefunden, und hat die Plammen seines tollen Herzens herabgedämpft zu einem stillen Herdfeuer, an dem er und die Erforene sich zwanzig Jahre lang bis zu seinem bitteren Tode wärmten. Es war ein einfaches Mädchen, Mathilde Crescent Mirat, die er im Anfang des Jahres 1835 kennen lernte, um gleich von einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr überfallen zu werden. Ueber den Beginn dieses Liebesverhältnisses schreibt er seinem Freunde Oswald: „... die roßigen Wangen auch nicht immer so gewaltig, mein Gehirn ist noch immer so sehr von wildem Blumenduft betäubt, daß ich nicht instand bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo gelesen? ... Ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.“

Kein Zweifel, daß Seine nicht daran glaubte, diese rein sinnliche Leidenschaft würde lange andauern. Er hat sich getäuscht. Mathilde, die eine hübsche Brünette mit stattlichen Formen, einem freundlichen Gesicht mit schelmigen Grinsen und einem harmlosen heiteren Charakter war, wurde trotz ihrer „tollen Rauten“ aus der Geliebten eine „gute Hausfrau“ und Seine zahlte ihr seine Dankeschuld dadurch ab, daß er ihr nicht nur die Achtung seiner Freunde verschaffte, sondern sie auch nach einigen Jahren zu seiner rechtmäßigen Gattin durch das Gesetz machte und mit rührender Fürsorge für ihre Sicherstellung im Falle seines Todes besorgt war. Mathilde war „keine Geliebte im lyrischen Sinne, aber eine Freundin, wie es eben nur eine Französin sein kann. Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich“. Trotz einiger Versuche, ihr Bildung beibringen zu lassen, ließ Seine seine Mathilde ihre Wege gehen und störte sie auch nicht in ihren frommen Gebräuchen. Sie war ihm ein liebes großes Spielzeug, und noch nach zehnjähriger Ehe schrieb er ihr, wenn er verreist war, heiße Liebesbriefe. Ohne eine Spur von Verständnis für das Geistesleben ihres Mannes zu haben, war sie ihm während der entsetzlichen, langen Krankheit eine heitere Gesellschafterin und ein treuer Kamerad.

Das Lebensende des Dichters, d. h. die letzten paar Monate, wurden ihm durch eine seltsam fantastische Liebesepisode verklärt. Ein Zufall führte an sein Krankenbett ein geistreiches, anmutiges Mädchen, die schon seit früherer Jugend für Seines Gedächtnis gewirkt hatte und nun mit dem hellen Schein ihrer blauen Augen die dunklen Schatten, die schon über dem Bett des Geliebten lagen, vertrieb. Sie war ihm Vorleserin und Sekretärin, und an sie waren seine letzten, süßen, oft von frivolen Scherzen und todeschauerlichen Verzweiflungsrufen durchsetzten Liebeslieder gerichtet. Ueber ihren Namen streift man sich, aber der Rosenname, den der sterbende Dichter ihr gegeben, „Mouche“ — in wörtlicher Uebersetzung: „Bliege“ — hat ihr Unsterblichkeit verliehen. Es ist nicht unsere Sache, etwa Steine aufzuheben, wenn wir darüber nachdenken, daß die Frauen dem Dichter im Leben wie im Dichten nicht das waren, was man mit einem sehr nüchternen Wort „gleichberechtigt“ nennt. Dafür hatte er kein Verständnis. Daß er in den Frauen, die er liebte, das Körperliche weit über das Geistige, aber auch über das Seelische stellte, das zu bestreiten wäre ihm selbst am allerwenigsten eingefallen. Daß er oft Frauen, die er liebte, auch vor dem Zuschauer (d. h. in seinen Schriften) entkleidet hat und sie nicht nur in ästhetischen Stellungen zeigte, darüber mögen sich ehrende Ehegattinnen mit sittlichen Planellenböden und im Kampf gegen die Unsitlichkeit bewährte Pastoren brüsten. Wir gehen darüber hinweg als über Dinge, über die man am besten schweigt. Man tut Seine und sich den größten Gefallen damit. Auch wir halten es mit dem alten Dichter, der also singt:

Und sonderlich  
erfreu ich mich  
heimlichen des,  
ich weiß wohl weß  
darvon man nit  
viel sunders spricht  
noch sagen soll.

Aber wenn wir den Dichter sehen, wie er sich in der Ekstase über sein Liebesglück und „Unglück durch einen schneidenden Wis ernühdert und in der Luft sich selbst verhöht, dann wollen wir weder in Entzücken ob dieser Selbstgeißelung verfallen, noch uns entriestet abwenden; sondern es uns zu werden versuchen, was Richte in einer seiner Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters sagt und was uns auch Seines Liebesleben, ohne es zu wollen, erklärt:

„Reichthum und Frivolität — und zwar je höher sie steigen, desto mehr — sind untrügliche Kennzeichen, daß im Innern des Herzens etwas ist, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte; und sie sind gerade dadurch unverweifelliche Beweise, daß die edlere Natur nicht ganz ausgehorbet ist. Wer es vermag, einen tieferen Blick in solche Gemüter zu werfen, dem geht der schmerzliche Jammer auf über ihren Zustand und über die unaufhörliche Lüge, in der sie sich befinden, indem sie allen anderen glauben machen wollen, daß sie höchst glücklich und vergnügt sind, und von ihnen wieder die Bestätigung erwarten, ohne doch bei sich selbst jemals Glauben zu finden — zugleich mit einem nehmütigen Rächeln über ihr Bestreben, schlimmer zu sein als sie sind.“

## Für unsere Frauen.

Kinder-Kultur.

III.

K. Einer Erziehung, wie sie in den vorhergegangenen Artikeln als wünschenswert bezeichnet worden ist, stellen sich in der heutigen Gesellschaftsordnung Gemüths- und Sündernisse aller Art entgegen. Vor allen Dingen sind die wirtschaftlichen Verhältnisse der Eltern von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Kindererziehung; weder übergroßer Reichtum und Luxus, noch weniger aber Entbehrung und Elend sind der Erziehung förderlich. Treffend sagt Hebel: „In den oberen Klassen der Gesellschaft ist jedes Bestreben nach höheren menschheitlichen Zielen erstickt, sie haben keine Ideale mehr. Anfolge des Mangels an Idealen und höherer zielbewußter Tätigkeit greift grenzenlose Gemüths- und Ausschweifung mit all ihren physischen und moralischen Auswüchsen an sich. Wie kann die Jugend, die in dieser Atmosphäre aufwächst, anders sein als sie ist? Noth materieller Lebensgenüß ohne Maß und ohne Grenze ist das einzige Ziel, das sie sieht und kennt. Warum streben, da der Reichtum der Eltern das Streben überflüssig erscheinen läßt? Das Bildungsmaximum der Söhne der Bourgeoisie besteht in der Reifung des Einjähr-

Freiwilligen-Examens. Ist dieses erreicht, so fühlen sie sich als Götter zweiten Ranges. Ein Reserve-Offiziers-Patent in der Falsch und ihr Stolz und Hochmut kennt kaum noch eine Grenze.“ Von gleicher Oberflächlichkeit ist die Bildung der Töchter dieser Klasse. Mit wenig Ausnahmen sehen sie ihren Beruf darin, als Mode- und Salondamen zu glänzen und standesgemäße Geiraten zu schließen, um in Freude und Genuß das Leben auszufüllen. Die solchen Eben entpörsenen Kinder werden nicht selten schon von der Geburt an fremden Händen überantwortet.

Das Beispiel der oberen Gehirnschicht wirkt verhängnisvoll auf den sogenannten Mittelstand. Die Hausfrauen und Mütter dieser Klasse, die selten nur Ammen und Gouvernanten zur Seite haben, öftern sich vollständig für ihre Kinder auf; und gerade dadurch werden die Mädchen zu Pierpuppen herangebildet. Die Mutter selbst sinkt zu einem Nischenpudbel herab, das aus der Sorge um Mann und Kinder gar nicht herauskommt; dadurch wird ihr Bild für das, was draußen im Leben sich abspielt, getrübt; für sie gilt das Sprichwort der alten Weltanschauung noch: „Das Haus ist die Welt der Frau, und die Welt das Haus des Mannes.“ In demselben Gedankengange werden die Mädchen, die Mütter kommender Generationen, erzogen; daher dann die ungeheure Unwissenheit in Dingen, die nicht mit der Putzucht und dem Vergnügen in Verbindung stehen.

In den Proletarierfamilien sind es die wirtschaftlichen Sorgen und Entbehrungen, die eine rationelle Kindererziehung erschweren. Solange die Eltern und besonders die Mutter in 10- bis 11kündiger Prostitution stehen, bleibt ihnen keine Zeit, sich liebevoll mit ihren Kindern zu beschäftigen. Die Kindererziehung wird mehr „nebenebei“ betrieben, wenn Körper und Geist bereits durch die Verunsicherung erschläft und übermüdet sind. Von dem Glauben und Gagen nach Erwerb und Verdienst werden die Nerven stumpf und abgepannt. Daß unter solchen Verhältnissen der Stod oder die Kute die Hauptrolle in der Erziehung spielen, ist sehr leicht begreiflich. Auch die Heimarbeit mit ihren schweren gesundheitlichen Schäden beeinträchtigt die Kindererziehung. Tausende kleiner Proletarierhände leisten diesem scheußlichen aller Ausbeutungs-systeme Frondienste und werden dadurch um ihre Jugend betrogen. Die Seimarbeiter-Ausstellung in Berlin im Februar zeigte ergreifende Bilder menschlichen Elends. Egoismus und die Sucht nach dem toten kalten Golde haben diese Produktionsform geschaffen, unbekümmert darum, daß Kinder, Proletarierkinder, dabei körperlich und geistig zugrunde gehen. Der gehaltlose Geldsack kennt weder Menschlichkeit, noch Erbarmen. Durch die Bestätigung der Mutter als Lohnklerin ist, mit wenigen Ausnahmen, das Proletarierheim ungeeignet als Stätte für die Erziehung des Kindes geworden; denn schon die ganz Kleinen brauchen neben der zärtlichen Mutterliebe die geschulte Pflegerin und Erzieherin. Wenn man die Verhältnisse des häuslichen Lebens einer guten Kindererziehung nicht förderlich sind, liegt nichts näher, als die Erziehung aus der Familie in dazu eingerichtete Anstalten zu verlegen, wo die Kleinen von sachkundigen Erziehern geführt, geleitet und spielend mit den Anfängen des Wissens bekannt und vertraut gemacht werden. Da nun jedes menschliche Wesen Anrecht auf alle Kulturerrungenschaften hat, ist es Aufgabe des Staates, Einrichtungen zu schaffen, die die Entwicklung der Menschheit fördern. Einrichtungen, die nicht den Stempel der Wohlthätigkeits-a-n-a-l-t tragen, sondern deren Bemühung das Recht aller Staatsbürger ist.

Es sind Säuglingsheime, Spielschulen und Kindergärten aus staatlichen Mitteln einzurichten, ferner muß der Besuch der Schulen, bis zu den höchsten Lehranstalten hinaus, vollkommen frei und jedermann zugänglich sein, wenn Ernst gemacht werden soll mit der Arbeit für Kultur-entfaltung und Fortschritt. Der heutige Massenstaat wird allerdings für Kulturforderungen des Proletariats niemals offene Ohren haben; die heutige Gesellschaftsordnung regelt alles fein säuberlich nach der Schwere des Geldsackes. Bildung ist heute ein Privileg der besitzenden Klasse. Wenn trotzdem die Jugend des Proletariats gesund und widerstandsfähig ist und sich Bahn bricht, ist es nicht ein Verdienst der Klassenherrschaft, die sich „Kultur und Freiheit“ nennt, sondern ein Zeichen der Elementargewalt sich entfaltender Volkskraft, die unbeirrt ihren Zielen nachstrebt.

Es ist Aufgabe und Pflicht der Frauen, mit zu helfen, daß eine neue Gesellschaftsordnung Platz greift, in der die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verschwindet und Verhältnisse geschaffen werden, unter denen die Kinder zu vollwertigen Menschen erzogen werden können.

### Ein bißchen Freude.

Wie heißt sich ein verlassen Herz,  
Der dunkeln Schwermut weite?  
Mit Weher-Rundgelächte?  
Mit bitterm Spott? Mit freblem Scherz?  
Nein. Mit ein bißchen Freude!

Wie sticht sich ein zerrissner Arm,  
Den sah der Sturm zerstreute?  
Wie kühlt sich der erneute?  
Mit welchen Erden buntten Wands?  
Nur mit ein bißchen Freude!

Wie süßt sich die verjährte Säul,  
Die bitterlich herene?  
Mit einem strengen Deute?  
Mit Viskerhaft und Ungebuld?  
Nein. Mit ein bißchen Freude!

Konrad Ferdinand Weber.

## Etwas über Erdbeben.

(Nachdruck verboten.)

Bei gewissen Gelegenheiten zeigt es sich immer wieder, wie merkwürdig uninnige Vorstellungen vielfach über Naturerscheinungen im breiten Publikum vorhanden sind und wie sehr ebendort die Logik mißhandelt wird, um Erklärungen für besondere Vorkommnisse herbeizuschaffen. Auch die letzten Erdbeben haben die tollsten Geschichten zu Tage gefördert und „flagen Leute“ Anlaß gegeben, ihre Weisheit der Menschheit gedruckt zu Gemüthe zu führen. Schon früher ist diese Tatsache beobachtet worden; sie gab schon 1886 dem Professor Wilhelm Förster, damals Direktor der Berliner königlichen Sternwarte, Anlaß, in einer Abhandlung zu einigen in den öffentlichen Blättern zur Sprache gekommenen Zusammenhängen der Erdbeben mit Erscheinungen aus dem Gebiete der meteorologischen und magnetischen Beobachtungen allgemeine Bemerkungen zu machen. Die schwere Zugänglichkeit dieser ausgezeichneten Darlegungen gibt Veranlassung, sie der Vergessenheit zu entreißen, umso mehr, da sie eigentlich für das große Publikum bestimmt sind.

Manche ältere Barometerfäden enthalten unterhalb der Angabe „Sturm“ noch die Angabe „Erdbeben“, d. h. es wird einem sehr niedrigen Barometerstande die besondere Bedeutung zugeschrieben, daß er auf die Gefahr eines Erdbebens hindeute. Dem entsprechend wird auch häufig in den Verichten über die Erdbeben auf ungewöhnliche meteorologische Verhältnisse, u. a. auf einen sehr tiefen Barometerstand als auf ursächliche oder wesentliche begleitende Momente hingewiesen. Gewiß können in ganz besonderen Fällen, zumal wenn Erdbeben mit starken vulkanischen Eruptionen nahe vorhanden sind, durch die letzteren auch ungewöhnliche Vorgänge in den höheren Luftschichten, nämlich außerordentlich jähe Wolken- und Gewitterbildungen, Verfinsterungen durch Nischenregen u. dergl. (Ausgang von Bortollam und Novosj im Jahre 79 n. Chr.) und unter Umständen auch sehr stark Schwankungen durch benachbarte Explosivwirkungen hervorgerufen werden, aber ohne Verbindung mit vulkanischen Ausbrüchen ist es kaum zu denken, daß bloße Erderschütterungen erhebliche Einflüsse auf die Vorgänge in den höheren Luftschichten üben könnten. Umgekehrt ist es aber nicht ganz abzulehnen, daß ungewöhnliche Verminderungen des Luftdruckes, wie sie durch die Zirkulationen der Luftströmungen und in besonderen Fällen durch gewaltige Wirbelbewegungen über einzelnen Teilen der Erdoberfläche hervorgerufen werden, die Gefahren des Eintrittes von Erderschütterungen für diese Gegenden im allgemeinen steigern können. Denn es ist sehr wohl möglich, daß bei den Erderschütterungen das Verhalten von Luft — und von Wasserdampf — oder anderen Gasmassen, die in den Spalten und Spülungen der oberen Schichten der Erdrinde eingeschlossen sein können, in gewissen Fällen einen erheblichen Anteil hat, und daß die vorhandenen Verbindungen derartiger unterirdischer Gase mit der atmosphärischen Luft dem zeitweiligen Druckzustand der letzteren einen Einfluß auf Bewegungen und Grundänderungen in den unterirdischen Räumen gestatten, der in gewissen Fällen auf vorhandene Spannungen in den Gesteinsschichten auslösend wirken und dadurch Zusammenbrüche und Erschütterungen der gewaltigen Art in ähnlicher Weise hervorrufen kann, wie der bloße Auf der menschlichen Stimmen in den Alpen riesige Lawinenstürze entfesselt.

Wertwürdige Beziehungen zwischen der Bewegung der in unterirdischen Höhlungen eingeschlossenen Gasmassen und dem jeweiligen atmosphärischen Luftdruck sind vor einigen Jahrzehnten in England beobachtet worden, wo in gewissen Gesteinsformationen sehr ausgedehnte unterirdische Höhlungen vorkommen. Dort hat man in den engeren Gängen, vermöge deren die in den Höhlen befindliche Luft mit der atmosphärischen Luft Verbindung hat, mit aller Sicherheit aufsteigende und absteigende Luftströmungen von großer Mächtigkeit beobachtet, die in genauer Beziehung zu der Stärke des am Barometerstande meßbaren atmosphärischen Luftdruckes stehen.

Verminderungen des Barometerstandes um ein Millimeter sind schon im Stände, mächtige aufsteigende Strömungen der in der Tiefe befindlichen Luft hervorgerufen, Strömungen, die ausreichend sind, nicht bloß um Signalpfeifen zum Ansprechen zu bringen, sondern auch die Wehtrumpeln von sehr großen Gasmessern in Bewegung zu setzen.

Das Barometer aber auf Grund derartiger Wahrnehmungen als ein Mittel zur Vorausbestimmung von Erderschütterungen zu betrachten wäre irrig. Denn es kommt bei einem Erdbeben gewiß auf ein so eigenartiges Zusammenwirken zahlreicher ursächlicher Momente an, daß der atmosphärische Luftdruck nur ein kleines Glied in ihrer großen Verkettung darstellen würde.

Noch viel unsicherer sieht es mit den Zusammenhängen aus, die man zwischen den magnetischen Erscheinungen und den Erderschütterungen bei den spanischen Erdbeben zu finden geglaubt hat. Einige dieser beobachteten Störungen des Erdmagnetismus haben sich zweifellos als bloße mechanische Wirkungen der bis in große Entfernungen fortgeplanten Erschütterungswellen ergeben und zwar nicht auf den Erdmagnetismus, sondern auf die magnetischen Instrumente. Die Erschütterungswellen großer Erdbeben sind nämlich bis auf Entfernungen von tausenden von Kilometern, in denen sie für die gewöhnliche Wahrnehmung nicht mehr merklich sind, für sehr feine Instrumente noch deutlich erkennbar. So ist es sogar möglich geworden, durch die Beeinflussung sehr feiner Wasserwagen, auch sehr empfindlicher Sebelagen die Geschwindigkeit, mit der sich die Erschütterungswellen ferner Erderschütterungen in den Erdschichten fortpflanzen, zu bestimmen.

Eine viel bedeutendere Beziehung als diejenige zwischen den Erderschütterungen und den Erscheinungen des meteorologischen und erdmagnetischen Forschungsgebietes besteht entschieden zwischen der Gefahr von Erdbeben und den Stellungen gewisser der Erde benachbarter Himmelskörper, im besonderen des Mondes. Durch Forschungen ist wahr-

scheinlich gemacht, daß die Wirkungen der Anziehungskraft des Mondes und in geringerem Maße derjenigen der Sonne nicht bloß Ebbe- und Flut-erscheinungen in den Ozeanen der Erde und im Luftkreis, sondern auch sehr kleine periodische Gestaltänderungen des ganzen Erdkörpers hervorbringen müssen. Jedenfalls bedingen diese Anziehungskräfte auch in den festen Teilen der Erde veränderliche Spannungen derselben Art, denen die beweglicheren Flüssigkeiten durch Strömungs- und Wellenbewegungen unter erheblichen Veränderungen ihrer Oberfläche zu folgen vermögen, wenn z. B. im Verlaufe der Bewegungen des Mondes eine ungewöhnliche Annäherung desselben an die Erde und damit eine sehr erhebliche Steigerung derjenigen Spannungszustände, die seine Entwicklung unablässig in dem Erdkörper hervorruft, eintritt, in welchen Gegenden der Erdoberfläche, in denen die Lagerungsverhältnisse der übereinanderliegenden Schichten der Erdrinde keine genügende Stabilität haben, oder in denen durch die Wirkungen des eindringenden Wassers, sowie durch allmähliche Veränderungen der Wärmezustände der Erde usw. Änderungen der Lagerungsverhältnisse vorbereitet sind, Gleichgewichtsstörungen ausgelöst werden, die zu starken Katastrophen führen können.

Eine ungewöhnliche Mondnähe ist hiernach in derselben Weise, wie sie in Verbindung mit der entsprechenden Wirkung der Sonne durch Erzeugung der Springfluten an den Seeküsten besondere Gefahren hervorgerufen kann, jedenfalls als ein Zeitraum zu betrachten, in dem alle Gefahren, die durch Erderschütterungen drohen können, in gewissem Maße gesteigert sind. Aber auch hier gilt etwas Ähnliches wie bezüglich der Schwankungen des Luftdruckes oben bemerkt worden ist, daß wir noch zu wenig Anhaltspunkte für die Beurteilung haben, in welchem Grade diese feinen kosmischen Einwirkungen im Vergleiche mit den viel wichtigeren und mächtigeren tellurischen (auf die Erde selbst bezüglichen) Faktoren das Entstehen großer Erderschütterungen bestimmen können.

Nun hat man zwar geglaubt, durch statistische Untersuchungen bereits erweisen zu können, daß die vorerwähnten kosmischen Einflüsse in stärkerem Grade mitwirkend sind, und daß sich in den bisher bekannten tausenden von Erderschütterungen eine nicht unerhebliche Majorität von Fällen herausstellt, in denen Erderschütterungen mit einer größeren Annäherung des Mondes zusammengefallen sind. Inzwischen erscheint dieses Ergebnis noch zu wenig durch die bei solchen Zusammenstellungen erforderlichen Vorsichtsmaßregeln der statistischen Erhebung gesichert und das Material dieser Zusammenstellungen noch so wenig gleichartig, daß man wohl tun wird, aus diesen Beziehungen zunächst noch keine praktischen Ratschläge abzuleiten.

F. L.

## Allerlei Gedanken über Journalistik \*).

Wer unter die Journalisten will, der muß haben: einen betriebligen Geist, currentem calamum und Nerven wie Schiffstau. Wenn er außerdem eine leserliche Sanddicht besitzt, so wird er auf der Segelei weniger vermischt werden.

Wer in der journalistischen Tätigkeit lediglich einen anregenden Zeitvertreib sucht, der ergeisse lieber etwas anderes oder auch gar nichts. Man lustwandelt nicht in der Presse.

Wenn du Einfluss ausüben willst, so sage nicht, daß du es willst; verrate es nicht einmal, sondern verberg es möglichst. Ramentlich die hohe Beamtenschaft und die Parlamentarier vertragen den pluralis majestatis in einer Zeitung nicht.

Eine Zeitung ist keine Verherrlichungs-Anstalt. Mancher, der im öffentlichen Leben steht und noch mehr unbekante Leute halten sich um ihre Leistungen für den Mittelpunkt der Zeitgeschichte. Da heißt es, gerecht, aber auch rücksichtslos abwägen.

Temperament darf auch der Journalist haben, hat aber das Temperament ihn, so macht er ohne Zweifel eine Menge Dummheiten.

Ein Bitat aus einem bekannten Dichter oder von einem berühmten Manne ist oft wirkungsvoll; aber hüte dich vor dem Uebermaße; du kommst sonst in den Verdacht, einen „Büchmann“ zu besitzen, und alles, was in einem Zeitungsartikel nach Büchern riecht, ist vom Uebel.

Was du im Vertrauen erfährst, muß wohlbewahrt bleiben; wer etwas bei dir deponiert, muß die Gewähr haben, daß er es nicht in einen Marktford legt. Ein Journalist, der nicht „dicht“ ist, hat sich rasch um allen Kredit gebracht.

Wenn du eine Dummheit gemacht hast, so laß dir dies zum Troste sagen: nicht jeder Leser merkt. Manch einer, zumal unter den Segnern, wittert sogar hinter deiner Dummheit eine ganz absonderliche Schlaueit und Hinterlist.

\*) So betitelt Dr. Julius Baehem (Köln) eine kleine Sammlung hübscher Aphorismen über Journalistik (Dunder u. Humblot, Leipzig). „Eine 30jährige journalistische Tätigkeit“, schreibt der Verfasser im Vorwort, „läßt es vielleicht verzeihlich erscheinen, daß man allerhand Gedanken über Journalistik nicht nur hat, sondern auch verlaubar.“ Es bedarf dieser Entschuldigung gewiß nicht, denn es wäre schade, wenn diese klugen Gedanken unausgesprochen geblieben wären. Wir geben nach den Münch. N. Nachr. einige Proben.